

# Das Selbst und sein Optimum. Selbstverbesserung als das letzte Anliegen der modernen Kultur

Gerhard Gamm

*Der Mensch strebt nicht nach Glück;  
nur der Engländer tut das.*

F. Nietzsche

Was mache ich zum 60. Geburtstag von Alfred Schäfer? Einem aus Nordrhein-Westfalen stammenden Pädagogen und Philosophen, Ethnologen und lange in der Bildungsarbeit tätigen Dekonstruktivisten? Einem linksrheinischen Dekonstruktivisten mit Vorliebe fürs (romantische) Paradox? Der sich entgegen Pan-gloss, dem großen Metaphysiker aus „der ganzen Provinz“, wie Voltaire im *Candide* auf diese Weltgegend deutend erklärt, sein Forschungsleben lang – und mit der Kritischen Theorie im Rücken – an der Annahme Leibnizens, in der besten aller möglichen Welten zu leben, reibt?

*Eine Lustreise à la Kant.* – Bei so viel Lebensungereimtheiten (und erst recht zu einem runden Geburtstag) scheint nur eine komödiantisch oder ironisch eingefärbte Reise der Gedanken angemessen zu sein, eine Lustreise – und zwar eine Lustreise à la Kant. Eine solche Reise beginnt, wenn sich das philosophische Denken um Gegenstände bemüht, die auf einem höchst unsicheren Terrain lagern und an Gebiete grenzen, die Kant „unerforschlich“ nennt und dennoch für Philosophie und Wissenschaft, und damit für jedermann, eine große Bedeutung haben, wie Mutmaßungen über den Anfang des Menschengeschlechts oder die Bedeutung der Französischen Revolution für den allgemeinen Fortschritt in der Geschichte.

Dabei darf man die Ansprüche, die an solcher Art Wissen gestellt werden, nicht zu hoch schrauben, schließlich handelt es sich ja um eine, wie Kant schreibt, „bloße Lustreise“: eine „zur Erholung und Gesundheit des Gemüts vergönnte Bewegung“ (Kant 1968c: 109), bei der man vor allem darauf achten muss, „ob der Weg, den die Philosophie nach Begriffen nimmt, mit dem, welche die Geschichte [und die Gesellschaft] angibt, zusammentreffen“ (ebd.: 110).

Gefragt nach der Methode einer derartigen Lustreise, findet Kant eine Formulierung, die so gut und witzig, wenn nicht wunderbar ist, dass man sie sich auf der Zunge zergehen lassen muss. Bei einem im philosophischen Denken unternom-

menen *pleasure-trip* gleitet man „auf den Flügeln der Einbildungskraft, obgleich nicht ohne einen durch Vernunft an Erfahrung geknüpften Leitfaden“ (ebd.: 109).

Was will man mehr? Man sieht Phantasie, Vernunft und Erfahrung, aber auch ein auf Dasein und Wohlsein getrimmtes Gefühl in einem Denken vereinigt, das man, ohne zu zögern, auch und gerade postmetaphysisch ein genuin philosophisches nennen kann, hinter dem selbst Adornos paradoxe, welt- und weitläufige Bestimmung von Philosophie als „volle, unreduzierte Erfahrung im Medium begrifflicher Reflexion“ (Adorno 1966: 23) verblasst, ein Denken also, das auf die Kräfte eines radikal Imaginären<sup>1</sup> ebenso sehr vertraut wie auf die gemeine Erfahrung: das, im gleichsam schwebenden Wechsel, von der Einbildungskraft befeuert hochtourig über alle Grenzen der Realität hinaussschießt, ohne den Leitfaden, den Vernunft und Erfahrung an die Hand geben, aus den Augen zu verlieren. Man muss ein Spiel „der Einbildungskraft in Begleitung der Vernunft“ (Kant 1968c: 109) in Gang setzen, das die Dinge so weit umstellt und neu arrangiert, dass sie in einem neuen Licht erscheinen. Die Elemente, die so aufeinander verweisen, dass eine offene, Hegel sagt, „plastische Totalität“ entsteht, sollten auch von etwas anderem berichten als nur von der (faktischen) Welt, die uns umgibt. Sie sollten das Gesicht der Welt – wie bei einem Portrait – prägnanter zum Vorschein bringen, als es einer bloß dokumentarischen Wiedergabe möglich ist.<sup>2</sup>

## 1. Letzte Anliegen

Normalerweise kommt das Letzte zum Schluss, in unserem Fall macht es den Anfang: Worum geht es bei ‚letzten Anliegen‘? Wie immer, wenn’s ums Letzte geht, ums ‚letzte Hemd‘, die ‚letzte Ölung‘ und die ‚Letztbegründung‘, gehen – in jener geheimnisvollen *coincidentia oppositorum* unseres Lebens – das Bedrohliche und das Erlösende, das Komische und das Tragische, das Definitive und die allen Definitionen und Unterscheidungen abholde „Lichtung“ Hand in Hand. Man weiß nicht, ob man sich angesichts des Letzten freuen oder ängstigen, beruhigen oder der *ataraxia* den Laufpass geben soll. Auf das gequälte Pathos der Rede von den letzten Dingen folgen unwillkürlich Skepsis und galliger Humor: Wie endgültig, gewiss und wahr das wohl sein mag, was in die Gloriele einer letzten Auskunft gekleidet und d. h. unter Absehung von allen kulturellen, historischen und sprachlichen Bedingtheiten derart anmaßend auftritt.

1 Einer vorbildlosen Produktivität: Vorstellungen und Bilder auch ohne Gegenwart des Objekts zu haben.

2 „Exakte Phantasie“ hatte Adorno in seinen frühen Schriften über den Deutungscharakter der Philosophie gesagt.

*Ein Satz.* – Wie es Lustreisen so an sich haben, gehen sie meistens schnell zu Ende. In meinem Fall hat die Reise gerade mal die Länge eines Satzes. Nur seinen schier unüberschaubaren Implikationen ist es zu verdanken, dass wir nicht schon am Ende sind, bevor wir richtig angefangen haben.

Der kleine Satz stammt aus der Feder des amerikanischen Soziologen Philip Rieff, geschrieben um die Mitte der 60er-Jahre in seinem Buch: *The Triumph of Therapeutic* (1966); aufgelesen habe ich ihn in Alain Ehrenbergs jüngstem Buch: *La société du malaise* (2010), *Das Unbehagen in der Gesellschaft* (2011). Der kleine unscheinbare Satz lautet: „Das verbesserte Selbst ist das letzte Anliegen der modernen Kultur“ (Rieff 1966). Sein Kontext ist Rieffs These, dass die Zukunft der gesellschaftlichen Ordnung „in Lehren [liegt], die darauf hinaus laufen, jedem zu gestatten, ein versuchsweises Leben zu führen“ (ebd.). „Der religiöse Mensch wurde geboren, um erlöst zu werden; der psychologische Mensch dagegen, um befriedigt zu werden“ (ebd.). Für Rieff ist der Therapeut die Schlüsselfigur, der auf dem beschwerlichen Weg zu sich selbst die Rolle des spirituellen Führers übernimmt.

Aufs Ganze gesehen glaubt oder erhofft oder erwartet Rieff, dass sich mit der modernen Kultur eine, wie er schreibt, „milde“ Apokalypse ankündigt, für die „die Aufhebung des Sinns für das Tragische (...) keine Tragödie darstellt“ (ebd.).

Der Satz vom verbesserten Selbst ist so eingängig und einschlägig wie sperrig und umstritten. Er spiegelt ohne jeden Zweifel den Zeitgeist, weil sich jeder einen und jeder seinen eigenen Reim darauf machen kann.

*Ein Satz, viele Fragen.* – Man könnte den Satz in einem ersten, ganz unspektakulären Sinn so verstehen, dass er in Form einer Behauptung über eine *soziale Tatsache* Auskunft gibt und dabei zugleich auf eine mehr oder minder offensichtliche kulturinterne Gesetzmäßigkeit rekurriert, die er in der neueren Zeit am Werk sieht. Eine große Anzahl von Institutionen und Praktiken, Verhaltensweisen und Einstellungen belegt, dass es in der modernen Kultur nicht zuletzt darum geht, die kognitiven und die affektiven, die kommunikativen und die imaginativen, die sozio- und anthropotechnischen Fähigkeiten des menschlichen Subjekts zu steigern. Dabei geht es nicht allein um Reparatur und Prothetik, Kompensation und posttraumatischen Ausgleich, um Stützung und Heilung: Die Fortschreibung bestehender Selbstverhältnisse ist das eine, Vorbereitungen zur Selbstüberschreitung zu treffen, das andere. Foucault sah das spezifisch moderne Reizklima darin, dass es dazu anhalte, ständig Vorreden zur Überschreitung zu schreiben.

Das umfänglich verbesserte Selbst ist nicht nur ein von der *Zeit* wie von der *Sache* her höchst erstrebenswertes Ziel, es scheint auch eine nachdrücklich (heraus)geforderte Praxis zu sein. In ihm spiegelt sich geradezu die Modernität

des Zeitalters, Begriff und Sache fallen in ihm zusammen: Moderne Kultur und ständige Selbstverbesserung haben dieselbe Bedeutung, insofern ihr spezifischer Seinsmodus ein wechselseitiges Herausgefordert-Sein ist. Man könnte in einem übertragenen Sinn von einem analytischen Urteil sprechen, könnte man darüber hinaus sicher sein, dass eine Mehrheit in den transatlantischen Gesellschaften des Westens diese Auffassung teilt. Vielleicht sollte man in diesem Zusammenhang wie Marcel Mauss über den „Gabentausch“ analog von ‚Selbstverbesserung‘ als einer „totalen sozialen Tatsache“ sprechen, um so den für die gesellschaftliche Produktion und Reproduktion *verpflichtenden* Charakter (Gebotscharakter) eigen hervorzuheben.

Offen bleibt, ob die bereits in Gang gesetzten Steigerungsspiralen von Gesundheit und Bildung, Wissenschaft und Technik, Ökonomie und Ökologie stärker reguliert oder weiter frei gegeben werden sollten und welches ominöse Subjekt, das die moderne Kultur zu repräsentieren vorgibt, darüber entscheiden könnte. Spricht man von der Modernität des Zeitalters, muss man annehmen, dass es, in Abkehr von allen extramundanen Instanzen, die Menschen in der Vielheit ihrer Assoziationen selbst sind, die im Geist olympischer Konkurrenz – schneller, schöner, höher, stärker – über sich selbst hinauszugelangen versuchen und dabei ständig ihre Rollen wechseln, in der sie sowohl Subjekt als auch Objekt sind: Akteure, die direktiv, aktiv usf. die Selbstveränderung initiieren und gestalten, aber auch qua Objekte den therapeutischen und technischen Eingriffen und Transformationen unterliegen; darüber hinaus von einer Dynamik kapitalistischer Konkurrenz mitgerissen werden, die ihre Initiativfunktion fragwürdig erscheinen lässt.

Schon 1968 hatte Karl Löwith (in programmatischer Umdeutung von J. G. Vicos Grundsatz „*verum et factum convertuntur*“) herausgestellt, dass die neuen Wissenschaften Kybernetik und experimentelle Genetik nicht nur die uns äußere Welt durch wissenschaftlich-technische Arbeit, sondern schließlich auch den Macher selbst verändern und verändern wollen (vgl. Löwith 1986b: 226).

Man könnte den Satz auch in einem starken geschichtsphilosophischen Sinn verstehen. Die Kultur sieht ihren höchsten Zweck, d. h. ihren eigentlichen Sinn, ihre Daseinsberechtigung darin, möglichst viele Potenzen des menschlichen Selbst kreativ zu gestalten. Nachdem Gott tot ist, wir ihn ermordet haben, setzen wir uns selbst, wenngleich etwas verschämt ob dieser Hybris, an seine Stelle. Seine Majestät, das Selbst, übernimmt seine Aufgaben – als Dienstleister wie als *art* und *creative director*.

Oder deutet die Idee der Selbstoptimierung des Menschen auf die *Grenze* der Modernität, sodass erst jenseits ihres Horizonts neue letzte Anliegen auftauchen können? Ist diese Idee, die sich heute so kraftvoll unter unsere soziale Rea-

lität geschaltet hat, die schier unerschöpfliche Quelle zur Erzeugung von Lebenssinn oder nur eine bzw. die endlos gesteigerte Spirale eines Immergleichen: die Flucht vor der Sinnlosigkeit eines durch den je individuellen Tod endgültig besiegelten Schicksals?

Wie schwer wiegt das utopische Moment, das in diesem Satz lauert, bei dem man nicht recht weiß, ob es nicht positive (lebensstimulierende) oder eher negative (bedrohliche) Konnotationen aufweist? Steht hinter der Annahme eines verbesserten Selbst die (dumpfe) Befürchtung der konservativen Kulturkritik, dass die im Namen der Selbstverbesserung forcierte Selbstermächtigung und Selbsterhöhung, ja Selbstvergötterung geradewegs in den *Nihilismus* führt, besonders dann, wenn im Kontext der neuen *converging technologies* und *transhumanistischen* Umbauprogramme in erster Linie funktions- und leistungsbezogene Module, Kompetenzen und Chancen optimiert werden sollen?

Man muss dem Himmel dankbar sein, dass in Ost und West, Politik und Wissenschaft, Christentum und Islam eine so schöne und zuverlässige Uneinigkeit über den Menschen und seine Verfassung herrscht, ist doch bis dato jeder Versuch, philosophisch oder politisch, praktisch oder technisch eine artgerechte Menschenhaltung zu etablieren, gescheitert. Nicht mal die Menschenrechte als moderne Variante von „Regeln für den Menschenpark“ sind soweit unumstritten, dass sie dem Großsubjekt Menschheit als Geschäftsgrundlage dienen könnten.

Es könnte auch ein gesellschaftskritischer Impetus hinter der Aussage stehen, etwa in der Art, wie ihn Foucault nach antikem Vorbild reklamiert: „dass es keinen anderen, ersten und letzten Punkt des Widerstands gegen die [politische] Macht gibt als die Beziehung zu sich selbst“ (Foucault 2004: 313).

*Ein Satz, (k)eine Idee.* – Wie sich zeigt, enthält die Rede von ‚letzten Anliegen‘ eine Vielzahl von Bedeutungen: Handelt es sich unterschwellig eher um einen *Appell* oder um eine im großen Stil gegebene *Herausforderung*, vor der wir in Zukunft stehen? Zielt sie eher auf ein in der Moderne aufgebrachtes *Versprechen* einer besseren Zukunft oder um eine womöglich in der kulturellen Evolution angelegte Möglichkeit, die in Form eines höchsten Zwecks zu ergreifen sich lohnt? Wie viel Prophetie, wie viel Hoffnung, wie viel Wissenschaft steckt darin? Wie viel unbewusste Verzweiflung, auf nichts anderes mehr rekurren zu können als auf diese „großen Hautsäcke voller Biomoleküle“, wie der ehemalige Direktor des MIT, R.A. Brooks, sagt (Brooks 2002: 192). Nur wer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.

Kurz: Im ‚letzten Anliegen‘, das die Idee der Selbstverbesserung, d.h. der Selbstverwertung mit sich führt, steckt erstens eine *soziale Tatsache*: Die sozialen Akteure verhalten sich gemäß dieser Idee und ihren in der gesellschaftlichen

Basis von Ökonomie und Ökologie, Gesundheitspolitik und Bildung instituierten Erwartungen. Wir haben es, zweitens, mit einer *sozialen Norm* zu tun: Es gibt die gesellschaftliche Erwartung oder, der soziale Druck auf den Einzelnen wächst, sich laufend um die Verbesserung seiner Kompetenzen, die Erhöhung seiner Chancen und die Erfindung interessanter Szenen zu bemühen. Gleichsam vor aller Erfahrung sehen wir uns auch genötigt, sie zum Guten und zum Gerechten, zu Freiheit und Würde in Beziehung zu setzen. Gleichzeitig ist mit ihrem Programm die *Utopie* oder das *Versprechen* verbunden, dass Selbstverbesserung, d. h. ein umfassend optimiertes Seelen-, Körper- und Selbstdesign die Chancen für ein gelingendes Leben hier und jetzt erhöht. Das vormals *letzte* Anliegen einer Sorge um sich und sein Seelenheil ist zu einem *vorletzten* geworden, das auch, wenn es um Motivation und Legitimation intramundaner Projekte der (sozialen, biologischen, pharmazeutischen usf.) Selbstverbesserung geht, nichts von seiner meta-physischen Reichweite und Dramatik verloren hat.

Damit handelt es sich um eine (selbst- und weltbewegende) *Idee*. Der Witz der Ideen – ob bei Plato, Kant oder Hegel – war ja immer, dass sie sich machtvoll, *realistisch* wie *überschwänglich* unter die Realität zu schalten wissen, d. h. dass sie, wie die Tradition sagt, in der Wirklichkeit enthalten sind und sie diese auf die eine oder andere Weise bestimmen, d. h. in *Form bringen* (strukturieren) und ob solcherart Immanenz – sei es als Korrespondenz oder Äquivalenz – Begriff und Sache, Subjektivität und Objektivität in ihr zusammenfallen lassen. Alles Wirkliche ist nur insofern, als es die Idee in sich hat und sie ausdrückt. Ideen wie Autonomie oder soziale Gerechtigkeit sind tragende Säulen unseres Welt- und Selbstverständnisse, sie bilden unsere geistige Heimat. Sie bestimmen wesentlich mit, was als Erfahrung oder soziale Tatsache Geltung beansprucht: „Was rechte, was wirkliche Erfahrung sey“, schreibt Schelling, „muss erst durch Ideen bestimmt werden“ (Schelling 1976: 464).

Dabei konfrontiert die Idee die Philosophie mit der ihr eigenen traumatischen Erfahrung: dem Schwindel, der dadurch erzeugt wird, dass die Idee qua Ideal, Utopie, Fiktion und antinomischem Realitätsbegehren immer auch unendlich weit (und widersprüchlich) über alle Realität hinauschießt.<sup>3</sup>

Eine Idee wie die der Selbstverbesserung – und darin spiegelt sich ihre Macht – beweist ihre Realität auf allen drei Ebenen unserer Diskurse: als strukturbildende Kraft an dem, woran man nicht vorbeikommt, als gesellschaftlich instituierte Erwartung oder universelle Norm, um gleichzeitig, kraft ihrer imaginativen

3 Ein Schwindelbefall – ein Entgleiten der Realität – scheint fast unausweichlich zu sein, sieht man die Selbstoptimierungsidee im Zusammenhang der genetischen Revolution unserer Tage, d. h. kopflos oder marktradikal dem freien Spiel der Kräfte – einer liberalen Eugenik – ausgesetzt (vgl. Gamm 2007: 147-165, insbes. 161ff.).



Natur, weit, unendlich weit über alle Konstruktionen und Rezeptionen des Faktischen hinauszugehen. Keine Idee, die uns nicht ob ihrer idealen und surrealen Seite schwindeln macht, die uns nicht durch den Transport einer *Erwartung* in einen Raum, in dem wir etwas erhoffen oder befürchten, erstreben oder verwerfen, begehren oder verdrängen, entlässt. Dumm nur, dass dieser Raum nicht der Lieblingsraum der (neueren) Philosophen ist, die sich primär im ‚Raum der Gründe‘ richtig wohlfühlen, daher sollte dieses *cocooning* besser ein ‚Salon der Gründe‘ genannt werden. Mit diesem unordentlichen Dritten, dem dritten Grund, dem dritten Stand, dem dritten Geschlecht, dem *tritōs anthropos* oder der irdischen, plebejischen, klebrigen, lauernden und imaginären Seite der menschlichen Existenz haben und hatten die Philosophen immer schon ihre liebe Mühe.

Offen und kritisch bleibt, ob sich ein Denken entlang der Idee zuletzt der Realität gewachsen zeigt, ob sich vor allem in der Klammer, die die Idee darstellt, auch das Negative in seinen bedeutsamen Unterschieden (die bis zur nichtrationalisierbaren Schlacke des ‚beiläufig‘ oder ‚nur‘ Negativen reichen), wirklich verfängt.<sup>4</sup>

*Ein Satz, keine Tragödie.* – Die Auffassung Rieffs, dass „die Aufhebung des Sinns für das Tragische (...) keine Tragödie darstellt“, sondern als unabänderliches Schicksal eines Lebens ohne größere dramatische Bedeutung ist, widerspricht über weite Strecken dem kulturellen Bewusstsein Alteuropas, mindestens im Selbstverständnis ihrer intellektuellen und künstlerischen Eliten, die seit der Antike von der durch und durch tragischen Existenz des Menschen überzeugt sind und beispielsweise den Tod als den großen Einwand gegen das Leben eines jeden verstanden haben. Welche Bedeutung kann das Leben (überhaupt) haben, wenn wir sterben müssen?

Erst jüngst hat der Theaterregisseur Peter Stein in einem Interview, das im *Lettre International* erschienen ist, diese Sicht vehement erneuert. Seine These: Erst das tragische Bewusstsein macht den Menschen menschlich. Nur ein Bewusstsein unserer tragischen Existenz bietet eine ausreichend lebensstimulierende Wirkung. Die Höchstform, die Bestform menschlicher Existenz liegt einzig im langen Schatten, den das Tragische auf sie wirft. Die *Tragödie* kommuniziert seit der griechischen Antike das Bewusstsein um das Drama der fanatisch nach Sinn

---

4 Wenn z. B. Judith Shklar in ihrem Buch *Über Ungerechtigkeit* (1992) darlegt, dass das gewöhnliche Modell der Gerechtigkeit eine überzeugende Einsicht in die politische wie persönliche Erfahrung von Ungerechtigkeit verstellt, Ungerechtigkeit überhaupt eine (Genea)Logik sui generis aufweist und also nicht von der Idee der Gerechtigkeit her verstanden werden kann, dann setzt das einer Analyse im Ausgang von Ideen unüberwindbare Grenzen. Ihre selbst- und welteröffnende Erschließungskraft trifft auf die intrigante Übermacht der Geschichte, der Kultur, der Sprache usw.

suchenden menschlichen Existenz. Das Leben hat ob der Aussichtslosigkeit, die der Tod über alles und jeden verhängt, keinen Sinn, trotzdem machen wir weiter.

Die Tragödie vertieft sich immer wieder in dieses Paradox. „Sie entfernt alle vermeintlichen Sichtweisen, auf die der Mensch baut, und führt uns unerbittlich den *worst case* vor Augen“ (Stein 2011: 67). Wenn wir uns hinreichend klar machen, dass wir zum Tod geboren sind und uns dieses Paradox mit aller Kraft vergegenwärtigen, dann wird das Tragische, so Stein, zu einer unerschöpflichen Kraftquelle, nicht aber Anlass zu Depression und Verdrängung, um hinzuzufügen: diese (heroische) Selbstkonfrontation unseres Vorlaufens zum Tode sei „cool und nicht uncool“ (ebd.). So zeige die Tragödie, Gewalt wird bestraft.

„Katharsis entsteht, wenn eine gute Aufführung diese menschliche Situation der Ausweglosigkeit gegenwärtig macht, so dass der Zuschauer dieses Paradox erkennen und analysieren kann. Das erst macht den Menschen menschlich. Dass er als Eintagsfliege mit dem Wissen um das Unabweisbare seiner paradoxen und katastrophalen Situation lebt, unterscheidet ihn grundlegend von allen anderen Lebewesen. Die Tragödie beruht auf diesem Konflikt zwischen Mensch und Gott oder dem Schicksal. Das tragische Bewusstsein ist insofern heroisch, als die Belastung, diesen Widerspruch der Existenz nicht zu verdrängen, [die entscheidenden Lebens-]Kräfte freisetzt“ (ebd.).

## 2. Selbstüberschreitung

Die Rede vom ‚verbesserten Selbst‘ ist nicht weniger ein Buch mit sieben Siegeln als das ‚letzte Anliegen‘. Aber vielleicht können Stippvisiten bei namhaften Persönlichkeiten des öffentlichen und kulturellen Lebens helfen, uns, wie Kierkegaard sagt, in das Wahre dieser Idee hineinzutäuschen. So ist eine Erwähnung von Kants redlicher Vernunft immer als hilfreich, eine von Hegels beißendem Sarkasmus immer als befreiend und die von Nietzsches grenzenloser Konfusion immer als heilsam empfunden worden. Mit ihrer Besichtigung setzen wir unsere Lustreise fort.

*Der alte Adam.* – Kant hatte ein qualitativ gestuftes Modell der Selbstverbesserung vor Augen. Über Domestizierung, Disziplinierung und Zivilisierung sollten die Menschen bis hinauf in die einsamen Höhen der Moralisierung fortschreiten, wobei sich Kant im Blick auf das Erreichen dieser letzten Stufe keine Illusionen machte. „(...) und Rousseau“, schreibt er, „hatte so Unrecht nicht, wenn er dort den Zustand der Wilden vorzog, sobald man nämlich diese letzte Stufe, die unsere Gattung noch zu ersteigen hat, (...) weglässt. Wir sind in hohem Grade durch Kunst und Wissenschaft kultiviert. Wir sind zivilisiert bis zum Überlätzigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon



für moralisiert zu halten, daran fehlt noch viel. Denn die Idee der Moralität gehört noch zur Kultur“ (Kant 1968b: 26).

Nach den Worten der *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* ist Kants leitender Gesichtspunkt nicht die (physiologische) Natur und das, was die DNA aus dem Menschen macht: Es ist das, was der Mensch als frei handelndes Wesen aus sich selber macht (vgl. Kant 1968a: 119) – beruflich und familiär, charakterlich und gesellig, diätetisch und ästhetisch. Die Dialektik der Aufklärung deutlich vor Augen bemerkt Kant trocken: „Die Menschen sind insgesamt, je zivilisierter, desto mehr Schauspieler“ (ebd.: 151).

Auf die Frage, wie man sich dahingehend selbst verbessern könnte, nicht nur ein guter Schauspieler, sondern ein guter Mensch zu werden, gibt Kant bekanntlich eine zweigleisige Antwort: Als Wesen zweier Welten setzten die Strategien der Selbstverbesserung einerseits auf die *Reform der Sinnesart*, um andererseits deren notwendige Voraussetzung in einer *Revolution der Denkungsart*, d. h. einem grundsätzlichen Gesinnungswechsel, zu suchen. Aus einer zum Schlechten geneigten Gesinnung ist nicht anders herauszukommen,

„als dass die *Revolution* für die Denkungsart, die allmähliche *Reform* aber für die Sinnesart (...) notwendig und daher auch dem Menschen möglich sein muss. Das ist: wenn es den obersten Grund seiner Maximen, wodurch er ein böser Mensch war, durch eine einzige unwandelbare Entschließung umkehrt (und hiermit einen neuen Menschen anzieht): so ist er (...) dem Prinzip und der Denkungsart nach ein fürs Gute empfängliches Subjekt; aber nur im kontinuierlichen Wirken und Werden ein guter Mensch: d. i. er kann hoffen, dass er (...) sich auf dem guten (obwohl schmalen) Wege eines beständigen Fortschreitens vom Schlechten zum Besseren befinde“ (Kant 1968d: 37).

Tugend nennt Kant den „zur Fertigkeit gewordenen festen Vorsatz“ der Pflicht. Sie macht es für den Einzelnen leichter, der im Sittengesetz inthronisierten Verpflichtung, einem an vernünftiger Selbstbestimmung ausgerichteten Willen, zu folgen. Die Motive dazu können unterschiedlichster Art sein, Kant sagt, „man nehme sie her, woher man wolle.“ Tugendhaftes Verhalten wird in der Orientierung am Sittengesetz „nach und nach erworben“. Im besten Fall wird es im Verlauf der Zeit zu einer guten Gewohnheit. Kant nennt dies eine allmähliche Reform des Verhaltens und meint die Festigung oder Verinnerlichung der Maximen durch lange und wiederholte Übung – bis man endlich zu einer dem Bösen entgegengesetzten Haltung kommt. Alle Erziehung und Bildung setzt auf diese sukzessive Einstellungs- und Verhaltensreform. Dass aber *überhaupt* ein Gesinnungswechsel stattfindet, ist eine *Revolution*. Wir müssen eine Revolution in unserem Denken herbeiführen und d. h. einen prinzipiellen Charakter begründen, an dem sich dann entsprechend arbeiten lässt.

Wie die Revolution der Denkungsart, von der Kant spricht, zeigt, hat die moralische Beschaffenheit, die uns zugerechnet werden soll, keinen Ursprung in der Zeit. Sie muss einen Anfang in der Vernunft haben und daher rational erklärbar sein. Der gute bzw. böse Mensch hat *einen* Anfang in der Zeit – blickt man auf die allmähliche Verfertigung und Befestigung der Tugenden in Form ethischer Routinen. Der gute bzw. böse Mensch hat *keinen* Anfang in der Zeit – blickt man auf die Revolution der Denkungsart oder des Charakters. Die Gesinnung, von der Kant spricht, ist nicht in der Zeit erworben.

An dieser Stelle tun sich zwei mögliche Interpretationen auf, die ich bloß streifen kann. Die erste liegt in der Vorstellung einer noumenalen Wahl, sie wurde in der Folgezeit von Schopenhauer bis zu den Existentialisten favorisiert. Eine andere hat Kant vermutlich näher gelegen. „Die Gesinnung ist nicht in der Zeit erworben“ kann auch heißen, die Gesinnung als ein gattungsspezifisches Charakteristikum zu verstehen, sie als Ausdruck eines „gefallenen Zustands“, wie es an andere Stelle heißt, zu betrachten.

Wenngleich nur angedeutet, zeigen sich hier beispielhaft die Grenzen der kantischen Selbstverbesserungsidee: Mit Blick auf die Tugenden kann man vielleicht etwas machen, was hinsichtlich der Revolution der Denkungs- oder Gesinnungsart unmöglich ist. Darin spiegelt sich noch Kants Grundsatzentscheidung: Freiheit, Autonomie, Würde usf. nicht (nur) als erstrebenswerte Aufgabe, sondern als konstitutive Bedingung menschlichen Handelns zu betrachten; nicht als etwas, das man in erster Linie durch Bemühung und Leistung erwirbt (um sich ihrer würdig zu erweisen), sondern ein über jegliches Können hinausgehendes *Sein*, über das keiner das Recht hat, zu richten. Es gehört zu den unverlierbaren Rechten, durch die das Sein dieser als Selbstzweck bestimmter Wesen unvordenklich geschützt ist. Keine kulturelle Attribution kann ihnen diese jemals streitig machen, d. h. zu- oder absprechen.

*Der neue Heilige.* – „Je mehr ein Mensch“, schreibt der Soziologe Gerhard Schulze, „in [seiner persönlichen Lebensgeschichte] voranschreitet, desto mehr wird er zu seinem eigenen Baumeister. Gewiss kann er sich nicht so vollständig ‚neu erfinden‘, wie es diese in Mode gekommene Redeweise suggeriert. Interessant aber ist, dass sie sich überhaupt verbreitet hat, denn darin zeigt sich ein wachsendes Gespür für den Anteil, den das Ich an seiner eigenen Verfasstheit hat. Dies gilt zwar für alle Menschen und allen Zeiten, doch der Anteil variiert von Epoche zu Epoche. Zu keiner Zeit hat sich das Ich soviel mit sich selbst beschäftigt wie in der Moderne. Das Ich wurde dadurch in immer höherem Maße für sich selbst verantwortlich, aber auch sich selbst ausgeliefert“ (Schulze 2003: 212f.).

Inszenierung und Optimierung des Selbst  
Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien  
Mayer, R.; Thompson, C.; Wimmer, M. (Hrsg.)  
2013, VI, 320 S. 6 Abb., Softcover  
ISBN: 978-3-658-00464-4